

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 308.

Freitag, 10. November

1933.

Der Kampf um die goldene Schleife

Roman von Hedda Lindner

20. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Gladys trägt ein sehr elegantes Complet aus schwarz-weiß gemustertem Wollstoff und hat als Schutz gegen die Märzkühle einen schönen Silberfuchs über der Schulter. Der Anzug hat sicher ein Vermögen gekostet, denkt Lillian, man sollte Stephan tatsächlich warnen, sonst ist in ein paar Monaten die ganze Mitgift dahin. In ein paar Monaten — in ein paar Monaten kann viel passieren — und wieder fällt sie in sinnendes Schweigen.

So wird der Hauptteil der Unterhaltung von Gladys und Bredecke bestritten. Bredeckes Begeisterung über Gladys' fabelhafte Sportleistung hat sich noch nicht gelegt, er hat sie am Abend auf das Bankett, am nächsten Tage zum Empfang beim Botschafter begleitet und einen Einblick in eine ihm bisher fremde Welt gewonnen. Alle Leute waren außerordentlich nett zu ihm gewesen, niemand hat ihn fühlen lassen, daß er „nur so“ mit in Kauf genommen wurde — als Mann mit der Briefftasche — im Gegenteil, der Botschafter hatte lange über Wirtschaftspragen mit ihm gesprochen und sich am Schluß für seine klugen Ausführungen lebhaft bedankt. Auch die Italiener waren sehr liebenswürdig und entgegenkommend gewesen und hatten ihn sichtlich um seinen Schützling beneidet. Ernst Bredecke, der sonst nichts vom Leben kannte wie Arbeit, war in einer Hochstimmung, die ihn von Tag zu Tag mehr verjüngte. Das sagte ihm Gladys, mit der er sich immer besser verstand, das stellte auch Stephan mit Überraschung fest; es gibt eben nichts, was dem Menschen besser bekommt als ein kleines bißchen Fröhlichkeit.

Natürlich muß er von den Dingen reden, die ihn erfüllen, das Mißvergnügen seiner Frau merkt er in seiner Harmlosigkeit nicht. „Wie ist es, Baronin“, neckt er, „kommen immer noch soviel Blumenkörbe? Sie müssen doch bald allen Gärtnereien Roms zu einem kolossalen Aufschwung verholfen haben?“ „Immer noch“, lacht Gladys. „Conchita ist schon ganz verzweifelt und weiß nicht mehr, wohin damit.“

„Und immer noch lediglich als Ausdruck sportlicher Anerkennung, ohne den Versuch, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen? Immer noch alles unbekannte Verehrer?“ scherzt er weiter.

Ihm entgeht ein ganz leichtes Zögern, dann kommt heiter die Antwort: „Nein, es sind alles unbekannte Verehrer.“ Daß die Karte an dem großen Korb mit weißen Orchideen den Namen „André Vicomte de Lanval“ trug, und daß ihr dieser Name nicht unbekannt war, das lohnte wohl kaum besonders erwähnt zu werden.

Als am nächsten Tage der Expresß sie über Genua an die Riviera führte, sah im gleichen Zuge, nur durch einige Wagen getrennt, auch der Vicomte de Lanval. Gladys wußte es nicht, und er machte auch keinerlei Versuch, sich ihr zu nähern. Und noch einen anderen Bekannten hätte Gladys wieder finden können, wenn sie sich die Mühe gemacht hätte, den Zug zu durchwandern — den alten Herrn mit der großen Hornbrille und dem weißen Haar. Er sah ganz bescheiden und unauffällig

in einer Ecke, aber es entging ihm nichts und niemand im Expresß. Nur von den beiden deutschen Ehepaaren und von dem Vicomte de Lanval nahm er nicht die geringste Notiz.

Stephan von Thüningern lag auf dem Bauch im Sand und ärgerte sich. Er ärgerte sich über das blaue Meer, über den ebenso blauen Himmel, über die großen bunten Schirme, die den Strand von Juan les Pins, dem schönen Ort an der Riviera, wie mit Fliegenpilzen besät erscheinen ließ, und am meisten ärgerte er sich über sich selbst. Aber das wußte er nicht. Er wußte nur, daß er auf eine unerklärliche Art aus seinem inneren Gleichgewicht gebracht war. Das war sicher eine Folge dieses lächerlichen Anfalles, denn in Rom hatte es angefangen, und jetzt — in den acht Tagen in Juan les Pins — war es noch schlimmer geworden. Es — ja was? Das war ja gerade das Blödsinnige an der Geschichte, daß man selbst nicht wußte, was einem nun eigentlich fehlte.

Bergnütiges Lachen klang vom Wasser her. Er stützte sich vorsichtig auf die Ellenbogen — unvorsichtige Bewegungen nahm die Schulter immer noch übel, obwohl das Schlüsselbein glänzend geheilt war — und blinzelte auf das Meer hinaus. Natürlich! Gladys neckte sich wieder mit Bredecke, er hatte unfreiwillig den großen Wasserball mit seiner ganzen Breitseite aufgefangen, und darüber wollte sie sich toflachen. Sie war immer sehr frisch und ungekünstelt in ihrer ganzen Art, so gar nicht blasirt.

Freilich, Launen hatte sie auch. Man hatte sich im Palasthotel in Nizza häuslich eingerichtet, als sie plötzlich erklärte, unter keinen Umständen bleiben zu können. Sie schlief nicht, es wäre zu unruhig — und was nicht alles. Schließlich hatte sie es durchgesehen, man war nach Juan les Pins übergesiedelt — ruhiger war es hier unbedingt, aber der Betrieb im Palasthotel war doch ganz interessant gewesen. Und den großen Dollarkönig von drüben, den Mister Mallory, der dort abgestiegen war, den hätte man sich doch ganz gern mal in der Nähe gesehen.

Gladys und Bredecke hatten ihr Ballspiel beendet und kamen langsam auf ihn zugehlendert. In dem nassen Badeanzug, der ohnehin nicht allzuviel verbarg, kam die Ebenmäßigkeit ihres Wuchses außerordentlich vorteilhaft zur Geltung. Thüningern sah die bewundernden und auch neidvollen Blicke, die ihr folgten, und mußte zugeben, daß sie berechtigt waren. Die Frau war wirklich schön gewachsen. Keine Knabenfigur — nicht die Schlankheit, auf die beispielsweise Lillian so stolz war — es war ein Frauenkörper mit der feinen Bewegung der Hüften und dem sich plastisch unter dem Trikot abzeichnenden Busen, ein Frauenkörper, aber ein vollendet schöner. Und mit einem Male waren ihm die vielen Blicke, die alle seiner Frau galten, unangenehm und störend, er sprang hastig auf und ging ihr mit dem Bademantel entgegen. „Danke“, sagte Gladys freundlich, „ich will mir jetzt rasch den Strandanzug anziehen, und dann wollen wir einen kleinen Bummel machen. Du bist wohl

so gut und paßt hier auf unsere Sachen auf, wir kommen bald wieder.“

„Ja“, fügte Bredede hinzu, „meine Frau wird wohl endlich mal erscheinen, wollen Sie ihr solange Gesellschaft leisten?“

„Aber gern“, erwiderte Stephan mit mechanischer Höflichkeit, er ärgerte sich schon wieder einmal. Wie kam er dazu, hier Wachhund zu spielen, während die beiden spazieren gingen. Daß der Auftrag, Frau Lilian Gesellschaft zu leisten, ihn vor knapp dreiviertel Jahren noch hoch entzückt hätte, vergaß er in seiner Verstimmung.

Er legte sich wütend auf den Rücken, aber das behagliche Dösen, das zu diesem Liegen im Sand gehörte, wollte nicht kommen. Unaufhörlich kreisten die Gedanken und unaufhörlich beschäftigten sie sich mit seiner Frau. Er hatte sich ehrlich gefreut, sie wiederzusehen, aber seltsam — der nette, kameradschaftliche Ton der HERNHOFFER Zeit wollte nicht mehr gelingen. Und zwar lag es entschieden an ihm, denn sie war von einer immer gleichbleibenden Freundlichkeit. Er wußte selbst nicht, was es war, aber sie beunruhigte ihn irgendwie. Machte ihn ungerade und gereizt, wenn sie bei ihm war, und war sie nicht bei ihm, wurde er nervös und fühlte sich gekränkt über die Vernachlässigung. Von der harmlosen Selbstverständlichkeit früherer Zeit war nichts, aber auch nichts mehr da. Warum eigentlich nicht — es gab doch gar keinen Grund für diese Veränderung — ach, es war, eine verdrehte Welt. Unmutig warf er sich auf die Seite, ein Lachen klang neben ihm. „Nanu, was rollst du denn hier so allein im Sande herum, wo sind die anderen geblieben? Nein, bleib ruhig liegen“, schon lauerte sie neben ihm. Stephan machte eine flüchtig deutende Handbewegung: „Da hinuntergebummelt“, sagte er. Lilian nickte befriedigt. „Das ist mir sehr lieb, denn ich wollte dich schon längst allein sprechen, aber bei dem trauten Familienleben, das mein teurer Gatte hier mit Unterstützung deiner Frau aufgezogen hat, kann man ja kaum ein paar vernünftige Worte reden, ohne daß einer zuhört.“

Stephan hatte sich halb ausgerichtet und hörte diese gereizte Einleitung mit unbewegter Miene an. Er musterte prüfend die Gestalt der neben ihm halb sitzenden, halb liegenden Frau. Lilian hatte keine Ahnung, welche Gedanken ihn bewegten, ihr war in der letzten Zeit sehr viel durch den Kopf gegangen, und sie benutzte die erste Gelegenheit, ihre Pläne in die Tat umzusetzen.

„Übermorgen reißt mein Mann ab“, fuhr sie fort, „jage mir bitte, wie denkst du dir die weitere Entwicklung der Dinge hier?“

Er sah sie in ehrlichem Erstaunen an. „Es war doch besprochen, daß wir bis ungefähr Mitte April hier bleiben und dann nach einem kurzen Übergangsaufenthalt in der Schweiz wieder nach Deutschland zurückkehren.“

„Wir — wer wir? — Glaubst du, ich habe Lust, dieses Leben noch lange fortzusehen — ich danke schön.“

„Darf ich dann fragen, wie du dir die weitere Entwicklung der Angelegenheit denkst?“ Seine Stimme klang gelassen, aber der ablehnende Unterton hätte Lilian zur Vorsicht mahnen müssen, wenn sie nicht so blindlings auf ihr Ziel losgegangen wäre.

„Was ich mir denke?“ brach sie heftig aus, „nun, vor allem denke ich, daß die Komödie dieser Ehe jetzt endlich aufhören kann. Oder willst du Zeit deines Lebens mit einer Frau zusammenbleiben, aus der du dir nicht das Geringste machst, und mit der du doch in Wirklichkeit nicht verheiratet bist?“

„Aber vor dem Gesek“, sagte er kühl, „und vor der Welt trägt sie meinen Namen.“

„Der soll ihr ja auch bleiben.“

„Wenn ich es schon durch deinen Einfluß fertig gebracht habe, aus solchen Gründen und unter solchen Bedingungen eine Frau zu heiraten — ja, ja, ich weiß, sie wollte meinen Namen und es war ein glattes Geschäft — wehrte er nervös ihren Einwand ab, „soviel Ritterlichkeit dieser Frau gegenüber wirst du mir schon zuerkennen müssen, daß ich es ihr überlasse, wenn sie diesen Zustand beenden will.“

„Und wenn sie ihn nicht beendet?“

Er machte eine leichte Bewegung mit der Hand: „Dann muß ich tragen, was ich mir selber auferlegt habe. Aber ohne jeden Grund die Scheidung verlangen — ich hätte es so schon niemals getan, aber nach Rom ist es gänzlich unmöglich.“

Lilian sah verstimmt vor sich hin. Da sie sich gehen ließ, war ihr Gesicht ohne jeden Charme, sie sah alt und böse aus. „Du hast recht“, sagte sie halb zu sich selbst — „nach Rom ist es ohne Grund unmöglich.“

Thüngern sprang auf. „Da kommen sie zurück“, rief er, und die Erleichterung klang so deutlich aus seinen Worten, daß Lilian sie nicht überhören konnte. Zum ersten Male lag in dem Blick, den sie auf die langsam näherkommende Frau richtete, offener, unverhüllter Haß. Gladys sah diesen Blick nicht, sie und Bredede unterhielten sich mit einem Dritten.

„Comte de Lanval“, stellte Gladys vor.

In einem kleinen Café in Nizza — nicht in einem der eleganten Lokale an der Promenade, sondern in einem kleinen Caféhaus im Innern der Stadt saßen zwei Herren, ein älterer mit weißem Haar und buschigen Schnauzbart und ein jüngerer eleganter Mann mit Monokel. Der alte Herr hatte dem andern anscheinend einen sehr eingehenden Vortrag gehalten. Jetzt sagte er abschließend: „Also Sie sind nun im Bilde, Lemaine. Sie lassen die Frau möglichst keinen Augenblick aus den Augen, aber es darf niemand merken, daß sie beobachtet wird, sonst ist mein ganzer Plan gefährdet. Am besten wäre es, Sie versuchten unauffällig ihre Bekanntschaft zu machen, im gesellschaftlichen Verkehr läßt sich die Überwachung am leichtesten durchführen. Über die Bedeutung Ihrer Aufgabe sind Sie sich klar?“

„Vollkommen“, bestätigte Herr Francois Lemaine. „Sie können ganz beruhigt sein. Es ist schließlich nicht das erste Mal, daß ich etwas derartiges unternehme.“

„Gewiß, aber hier handelt es sich um eine ganz besondere Persönlichkeit, ein Fehlschlag könnte böse Folgen haben. Ich trage die Verantwortung, daß alles klappt.“

„Auf mich können Sie sich verlassen“, erwiderte Monsieur Lemaine zuversichtlich, „ich gebe also jeden Tag unter der verabredeten Nummer hierher Bescheid.“

„Gut, wenn es soweit ist, komme ich selbst. Aber nochmals — Vorsicht!“

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände und trennten sich. Der alte Herr wandte sich der Stadt zu, der Jüngere nahm den Autobus nach Cannes. „Bis Juan les Pins“, sagte er zu dem Schaffner. „Bien Monsieur.“

Der Generaldirektor Bredede besand sich wieder in Berlin. Er war sehr ungerne abgereist, er hatte sich noch niemals so gut erholt wie auf diesem Urlaub, wo er nicht die halben Nächte in eleganten Tanzlokalen hatte zusehen müssen, wie seine Frau sich unterhielt, sondern wo man nach einem netten Abendspaziergang am Strande zu einer vernünftigen Zeit ins Bett gegangen war. Seine Sympathie für Gladys war ins Ungemessene gestiegen, denn auch diese vernünftige Einrichtung war ihr Werk gewesen. „Tanzen kann man in der Stadt genug“, hatte sie gemeint, „und Stephan muß sich erholen.“ Dieser selbst hatte nichts dagegen eingewendet, er machte sich nicht viel aus derartigen Vergnügungen; aber erstaunlich war, daß Lilian sich ebenfalls widerspruchslos gefügt hatte. Sie hatte sich überhaupt in den beiden letzten Tagen vor ihres Mannes Abreise sehr zu ihrem Vorteil verändert, ihre schlechte Laune war wie weggeblasen, sie gab sich so liebenswürdig und heiter, daß Bredede doch schon erwog, ihr das Auto zu schicken. Denn er liebte seine schöne blonde Frau und wenn sie so nett und zärtlich zu ihm war wie jetzt, dann war er nur zu gern bereit, alle Launen und Ungezogenheiten zu vergessen und nahm dankbar jede kleine Freundlichkeit wie ein Geschenk entgegen. Aber sein Angebot wurde von Lilian sehr nett und herzlich dankend abgelehnt — zu seiner großen Erleichterung, denn die Nachrichten aus Berlin lauteten nicht sehr erfreulich und ließen auch keine Verlängerung seines Urlaubs zu.

(Fortsetzung folgt.)

Vom guten und vom bösen Lachen.

Ein Märchen von Annagret Jacobi.

Es war einmal ein Korbmacher. Der lebte mit seinem jungen Weibe in einer dumpfen Kellerwohnung, denn sie waren nur arme Leute. Aber sie hatten ein gar frohes Herz und einen leichten Sinn. Den ganzen lieben, langen Tag klang das Klopfen der Arbeit und dazwischen das lustige Lachen der Frau, richtig die ganze Tonleiter hinauf. Dann lachte auch der Mann, kollernd die Tonleiter wieder hinunter. Worüber sie lachten? Das wußten sie selbst nicht zu sagen; weil die liebe Sonne schien, oder weil der Schnee so herrlich funkelte und glitzte, weil sie sich lieb hatten, weil ihre Herzen ohne böse Gedanken waren, weil Glück und Zufriedenheit bei ihnen wohnten!

Das verdroß aber die grämlichen Nachbarnsleute, die ewig unfroh und mißmutig ins Leben schauten, weil eben ein Unzufriedener nichts schwerer ertragen kann, als frohe Mienen bei anderen Menschen.

„Ihr Zwei seids doch auch nur arme Schlucker. Wie könnt ihr nur vom frühen Morgen bis zur Nacht lachen? Was hat denn unsereins auf dere Welt?“

„Weil's uns halt gefreut, die Sonne, die Arbeit, das ganze liebe Leben!“

„s war aber auch schon schnurrig: worüber andere verdrießlich murrten und maulten, selbst das wurde den Beiden zum Spaß. Sprang da dem Anton ein Nagel davon, der ins Holz gefoßt, blitzschnell bückten sich beide danach, daß die Köpfe mit lautem Bauz zusammenstießen. Da prustete eines lauthals los, das andere tat kräftig mit, bis ein Fuß zwei Lippenpaare einte — und flott ging die Arbeit weiter.

Ging er dann, seine zierlichen Körbchen abzuliefern, die seine Stafi zärtlich und fein mit bunter Seide ausgeputzt, und brachte ein paar blanke Taler heim, so tanzten sie beide vor Glück und Wonne.

„Ach, Anton, wie schön wär das Leben — wenn — ach, wenn nicht eines noch fehlte!“

„Na, Weiberl, wo drückt der Schuh? Brauchst a neues Sackerl? Oder gar eine schwarzseidene Schürz, wie die nobligen Damens? Kriegtst an Hochmut?“

„Ach nein, Tonerl, geh, du weißt schon. Ein Kindele, ein Büberl, wenn der liebe Herrgott uns schenken wollt!“

„Aha, ich genügt dir nimmer. Ein Mütterl möcht sein? Ja, du, ob du dann nicht aufs Lachen vergißt? Wenns Büberl greint!“

„Ach geh, Tonerl, wo denkst denn hin. Dann erst lachen wir richtig ganz froh, übers Büberl mit. Dann halt zu dritt!“

Und wie der junge Frühling kam, da hielt Frau Stafi ein Büberchen im Arm, lachte glücklich über das rosige, rundliche Kerlchen.

„Und weißt auch, was er zuerst getan, kaum, daß er auf der Welt war? Gelacht hat er, dein Sohn, gelacht, wo a jeds gewöhnliches Menschekindele schreit!“

„No, schau, schau, alsdann paßt er ja zu meinem Weibel, der Hallodri. Hat darum das lede Schöpfle, das ihm so steil vom Köpfe absteht, sich durchaus gar nit glatt streichen läßt.“ Und sie lachten klingend und herzensfroh, daß es ganz hell in dem trüben Keller wurde.

Der kleine Joseph wuchs — und mit ihm sein Schöpfle. Kein Kamm, keine Bürste konnten es zwingen. Und so lustig und kraus war des Bürschleins Sinn: der Mutter Tonleiter hinauf, des Vaters herunter — er lachte das gar in eins! Dabei blitzten und blinkerten die Auglein vor hellem Übermut.

Eine rechte Gottesgabe ist das Lachen, wie das liebe Leben selbst. Lachen ist gesund und schön, macht die Augen hell, das Herz weit. Aber — einen bösen Bruder hat es — das unguete Lachen! Aus Übermut! Und Übermut gar manchmal wehe tut! Oder aus Schadenfreude, aus Bosheit wohl gar! Das ist wie ein giftig Unkraut, wuchert schnell und erstickt gar leicht seinen lichten Bruder.

Und seht; der kleine Kerl lachte, lachte auch da, wo er's nicht gedurft hätte. Wenn der Nachbar betrunken heimkam, so sonderbar torkelnd, seine Frau schlug, daß sie kreischte, dann kam dem Sefh das Lachen. „Seht ihr's, das hat er von euch, das ewige Gelach, der schadensfrohe Bengel“, leiste dann das Weib. Ganz erschrocken sah die Stafi ihren Anton an. Ja, da wär wohl ihr vieles schönes Lachen Sünde gewesen? Nein, o nein!

Eifrig hämmerte der Vater, die Mutter nähte fleißig. Der Bub sah am niederen Fenster, konnt grad den Fußsteig sehen. Wie da die Leut' vorüberhasteten. Leichtfüßig, das waren die jungen, langsam und schwer die alten. Doch halt, was kam denn da gestöbert? Zwei Stöcke stiepen hart auf, dazu zwei ungleiche Beine, verkrüppelte Füße. Das war ein armenig Gehinte und Gekratsche. Aber schau nur, was war das? Dazwischen hopfte und plumpste ein uraltes Männlein,

winzig, ganz winzig. Das war ja — wahrhaftig, das war ja — das Fizle! Das flüsterte ihm zu: „So laß doch, Bub, lach!“ „Haha!“ lachte er los und bog sich vor Lachen.

Da rief die Mutter: „Dummer Bub, was lachst da? Da gibt es nit zu lachen. Schau nur, der arme, arme alte Mann. Danke Gott, daß er dir gesunde Füß' gab. Hab Mitleid mit dem Armen. Freust dich wohl gar über ihn?“

„Nein, freuen tu ich mich gewiß nicht darüber, aber halt gar so spaßig schauts aus, das Gehopple. Wie so ein Riesenhäsel! Haha!“

„Schäm dich. Da darfst nit lachen. Sei still.“

Draußen kam ein Kind gesprungen, fiel, pardauch, akkurat vor seinem Fenster hin, mitten in eine Pfütze, die hoch ausspritzte. Es schrie jämmerlich: „Huh, huh, mein schönes Kleid, mein neues!“

„Haha, hahaha!“

Da wurde aber die Mutter böse, zum erstenmal so richtig böse. „Du Schlingel, du lachst? Tut dir's nicht leid, das arme Dirndl? Gleich gehst und holst es herein, daß ich's wieder sauber pugel!“

Gutmütig ging er. Und wie er das erschreckte Mädelchen sah, das unter seiner guten Mutter flinken Fingern schnell wieder sauber wurde, da tat ihm sein dummer Lacher leid. Die Mutter hatte recht, da darf keiner lachen, wenn's einem andern schlecht geht. Er war aber doch nicht böse, warum nur mußte er lachen, wenn's ihm auch leid tat? Jetzt wußte er's, er sah es genau. Da war nur der Malefiz schuld dran, das Fizle.

Karneval war's gewesen. Ein bunter Zug von Masten kam durch die Straßen. Toll hatte das ausgesehen: Zwerge und Riesen, und Hexen und Engel, und Raskaperle, o so viele Raskaperle. Da hatte der Sepp gelacht, gelacht. Und als er des Nachts in seinem Bettchen gelegen, da hatte der Mond ihn angeblinzelt, bis er die Augen aufgemacht. Und da, da, auf dem Bettrand, da hockte ein Männlein. Der Sepp kriegte eine richtige Gänsehaut vor Schreck. Aber da fing das Männlein an, Grimassen zu schneiden und zu tanzen und sagte mit einem Stimmchen so dünn wie ein Zwirnsfaden: „I glaub gar, der Sepp fürcht sich? Haha, lachen sollst. Dein Vater lacht, die Mutter lacht, und du, du mußt am tollsten lachen, immer grad, wenn du mich siehst!“ Und wieder zog es Gesicht, kranke ihm das Schöpfle, zwidte ihn, bis er losgepruht: „So ist's recht! Ha, lach, Büberl, lach!“

„Nein, Stafi, nun wird's zu arg. Der lacht sogar im Schlaf, der Bub.“

Es war aber auch ein zu pugiges Männlein, ganz alt und runzelig, kaum fingerlang. „Ja, wer bist du denn? Wie heißt du?“ fragte er verwundert. — „Ich bin der Kobold Malevolentia, der lustigste von allen. Wer's mit mir hält, der hat ein lustig Leben, kann immer lachen. Bin dein Freund, Seppel.“

„Der Ma—ma—le — das ist aber ein schwerer Name, den merk ich mir nicht.“

„Kennst mich halt Malefiz, dein Fizle.“

War das wohl gar einer von den bösen Mächeln, von denen die Mutter ihm erzählt? Dann dürste man freilich nicht tun, was der sagte, nicht lachen, wo's böse war. Oft schon hatte er's gesehen, nein, zu spaßig war's, als er neben dem armen Dirndl gestanden, es erst richtig hineingestochen in die Pfütze, da mußte man lachen. Haha! Und er lachte sich in Schlaf und Traum.

Und da dem Joseph der Kopf voll war von lauter krausen Tollheiten, so lugelten auch die Buchstaben in dem Schulheft auf dem schönen weißen Papier alle trumm und kraus durcheinander. Da wurde der Herr Lehrer sehr böse und machte eine große rote V unter die Arbeit. Wie er aber nach dem Streusand griff, erwischte er das — Tintenfaß, auf dem, der Sepp sah es genau, das Fizle tanzte. Eine schwarze Flut ergoß sich über sein Buch, daß die böie rote V ertrank. Die ganzen Buben der Klasse saßen schredensfarr, der Joseph aber lachte, die Lacher kollerten nur so aus dem offenen Mäulchen. Darob ergrimmt, greift der Lehrer nach dem Rohrstock: „Wart nur, sollst mir das böie Lachen schon verlernen!“ Da, beim ersten Schlag, zerspringt der Stock in der Mitte, und — schau, schau — da, auf dem unteren Ende reitet wahrhaftig das Fizle durch die Luft und schwupp — dem Herrn Lehrer an die Stirn. Ja, da sollte ein anderer ernst bleiben, der Joseph konnt's nicht. Und sich vor Lachen schüttelnd, entwischte er den harten Fäusten nach seinem sicheren Plätzchen.

Der Herr Lehrer aber ging zu den Eltern: „Euer Bub wird schlecht, wenn der so weiter laacht, so schadensfroh. Das wird ein Tunichtgut!“

Ganz betrübt sahen die sich an. Ihr Bub, ein schlechter Kerl? Ach, das konnte ja nicht sein, ihr lustig Büberl. Er versprach auch, gewiß nicht mehr zu lachen, am unrechten Ort. Es tat ihm so weh, die lieben Eltern traurig zu sehen um ihn.

„Ja, Mütterl, schau, da ist doch jedesmal das Fizle da,

„Sahst denn du das nie? Das schnurrige Männlein? Das zwickt mich dann so lange, da muß ich lachen.“

„Das Fizle? Ja, was redst denn da. Wer wär denn nachher das?“

„Und du kennst das nicht? Und kannst doch so schön lachen?“

„Mein Lachen, das kommt von keinem dummen Fizle, das kommt mir schnurstracks aus dem Herzen heraus.“

„Bei mir ist das Fizle immer, wenn was geschieht. Dann tanzt es und springt, dann muß ich lachen, wenn ich schon nicht will.“

„So ist's ein böser Kobold, Seppel, zeig mir ihn, daß ich ihn verjag. Das ist Sünde: lachen, wo eines weint oder leidet oder sich grämt. Da kann nur ein Böses lachen.“

Da fiel dem Vater die Pfeife aus dem Mund, der schön gemalte Porzellantopf zerbrach in Scherben.

„Da, Mutter! Da — da — schau nur, siehst es, das Fizle? Das hat das Fizle getan. Schau, wie es springt und sich freut! Haha, haha!“

Bauk, da hatte der Seppel einen Kragentopf weg von des Vaters schwerer Faust: „Bengel, freut es dich etwa gar? Meine schöne Pfeife!“

„Au, au! Ich kann ja nicht anders, ich muß ja lachen. Das Fizle!“

Die Beiden wurden ganz ängstlich. Hatten sie doch zu viel gelacht? Daß der arme Bub nun lachen mußte, immer lachen, auch, wo andere weinen. Das wäre ja schrecklich! Wer konnte da helfen?

Die Nachbarin hatte ein kleines Mädchen, das sie innig liebte, als ihre einzige Freude. Aber das arme Kind war gelähmt an beiden Beinen. So fuhr sie es in seinem kleinen Wägelchen alle Tage bei schönem Wetter hinaus auf den kleinen freien Platz hinter dem Hause. Da sah es stundenlang und spielte mit den Sonnenstrahlen, die so bunt, in tauend Farben glitzerten, wenn es das Gitter seiner dünnen Finger vor die Augen hielt. Lustig war das. Und ihr Püppchen wurde gewiegt. Wie herrlich, wenn dann der Joseph aus der Schule kam. Der schnitzte der Ev Pfeifchen im Frühjahr, brachte später Blumen, daraus die schwachen Fingerringe die schönsten Kränze wanden. Gut Freund waren die Kinder. Verstohlen schaut die besorgte Nachbarin eben wieder mal nach ihrem Kinde. Die Ev läßt das Püppchen tanzen in den erhobenen Händen, Seppel lacht und greift darnach, im Scherz, die armen ungegliederten Händchen lassen los und humps, die Puppe fällt, überschlägt sich — in tausend Scherben zerplittert das süße Püppchengesicht. Der Seppel lacht und lacht: „Das Fizle, das Fizle, sieh doch, das tanzte mit ihr. Sahst du es nicht auch?“

Da aber schoß die Nachbarin herzu, schlug auf ihn ein: „Du Unnützig, du Bösewicht, lachst noch! Schau doch, wie der Ev die Tränen herunterlaufen. Und du lachst und tanzt dazu und redest dummes Zeug. Wart, ich will dich lehren!“

Und die Ev? Die bat und bettelte: „Nicht schlagen, Mutterle. Tu ihm nichts, er kann ja nichts dafür. Der lacht ja nur vor Schreck, der Seppel, der arme, gute. Darfst ihn nicht hauen, tuft auch mir weh damit.“ Verdruht hält die Frau ein, nimmt ihr Kind tröstend in den Arm und geht hinweg. Der Joseph aber steht in schwerem Sinnen.

Nun hatte er wieder gelacht, gelacht, wo das arme Evchen seine einzige Freude verlor. Er hatte gelacht, und war doch eigentlich ganz allein schuld daran gewesen. Er hatte Schläge verdient. Und die Ev, der er so wehe getan, die bat noch vor ihn? Nahm ihn vor der gerechten Strafe in Schutz?

Tief nachdenklich ging er heim. Und als er zur Nacht in seinem Bette lag, da weinte er bittere Tränen, der Seppel, der immer nur lachen gekonnt.

Die Mutter, die noch einmal in seine Kammer kam, stand tief erschrocken: „Ja, Buberl, was hat's denn? Du — weinst?“ Sie setzt sich auf den Bettrand und fängt an, seine Hände zu streicheln, seine Tränen zu trocknen.

„Ach, Mutterle, alle seid ihr gut zu mir“, schluchzt er laut auf, „und ich — bin — so böse. Das böse, dumme Lachen! Nun hab ich gar die Ev ausgelacht, und hab sie doch so lieb, wollt ihr nie wehe tun. Ach, könnt ich's doch lassen, das Lachen, aber — ich kanns ja nicht. Das Fizle, das arge.“

„Na, Büberl, sei nur stad. Meinst nit, der Mensch könnt alles, was er will? Auch du kannst es, mußst nur recht kämpfen, tapfer sein. Schau weg, Seppel, wenn du je wieder den bösen Kobold siehst, beiß fest die Lippen zusammen und denk an die arme Ev, der du mit deinem bösen Lachen so wehe getan. Dann wirst du's zwingen, das Lachen, glaub's nur.“

„Und meinst denn, daß das auch wirklich helfen wird?“

„Freilich, gewiß, wenn du's nur so ganz, ganz fest willst, dann muß dir's gelingen, Büberl!“

„Oh, Mutterl, wie ich will!“ Zwei leuchtende Knaben-
augen, noch ganz tränenfeucht, strahlen gläubig die
Mutter an.

Und richtig, wo noch immer das böse Malefizle erschien, ihn zwidte und zwadte — er schloß fix, ganz fix und fest die Augen. Dann sah er nicht mehr den bösen Feind, sondern nur noch die lieben, guten Augen der Ev, voll von bitteren Tränen, die er verschuldet. Wie sie trotzdem bat für den bösen Seppel. Wie konnte er nur sein Unrecht wieder gut machen?

Ganz heimlich stand der Seppel nun alle Tage schon im Dämmern auf, ging Semmeln austragen und Zeitungen, wie er's von anderen Buben gehört, legte jeden Groschen, auch den der Vater ihm schenkte, der um die tiefe Reue seines Kindes wußte, sorgsam beiseite. Glück und Stolz erfüllten ihn, als er endlich eine neue Puppe brachte.

„Die ist ja noch viel schöner, die hat ja deine Augen, Seppel“, juchzte die Ev, das neue Püppchen selig an ihr zärtliches Herzchen drückend. „Und dein gutes, lustiges Lachen. Ich hab's eben immer gewünscht, du bist ein Guter, ein Lieber.“

Da erstrahlte ein sonnig-gutes Lachen auf dem runden Bubengesicht. Das war sein schönstes Lob. Und von dem Tage an war er erst völlig erlöst vom bösen Kobold Malevolentia. Der kam nie wieder.

Neue Bücher

* „Deutsches Erntedankfest 1933.“ Mit einem
Geleitwort des Reichsbauernführers und Reichsernährungs-
ministers R. Walther Darré. Herausgegeben von Helmut
Kosenfeld, Schriftleiter am „Völkischen Beobachter“. (Ma-
demische Verlagsgesellschaft Athenaeion m. b. H., Potsdam.)
Am Ehrentag des deutschen Bauern bekannte sich das ganze
deutsche Volk zum deutschen Bauerntum, der Quelle unserer
Volkstraft und dem Garanten unserer völkischen Zukunft.
Diesem symbolischen Tag, dem Tag der in Stadt und Land
geeinten Nation, ist jetzt in dieser Publikation ein Gedenk-
buch entstanden, als schönste Erinnerung von bleibendem
Wert. In über 80 großen, vorzüglich reproduzierten Kunst-
druckbildern sind die wichtigsten Ereignisse dieses denkwür-
digen Tages festgehalten. In geschmackvoller Anordnung mit
ausführlicher Erläuterung sind diese Bilder zu einer ein-
drucksvollen Schau geordnet. Noch einmal erlebt der Leser
den gewaltigen Tag im Bild, steht die Mannigfaltigkeit der
deutschen Landschaft und des deutschen Menschen, erlebt ein
Stück deutscher Geschichte und Volkskunde. Im Anschluß an
den reichhaltigen Bilderteil sind die bedeutungsvollen Reden
des Reichsfanzlers und der Minister Darré und Dr. Goebbels
wiedergegeben; den Anfang des Buches macht eine aufschluß-
reiche, zusammenfassende Würdigung der neuen Bauern-
politik der Reichsregierung aus der Feder des Heraus-
gebers.

* „Monographien zur Weltgeschichte.“ Band
29: Luther. Ein echtes Bildnis Luthers, des deutschen
Christen und Befreiers, des großen Volksmannes und Volks-
lehrers, aber auch des Bürgers und Hausvaters, entwirft
Eduard Hey in dem reich, auch farblich illustrierten Bande
der von ihm in Verbindung mit anderen herausgegebenen
Monographien zur Weltgeschichte (Böhlmann u. Klasing,
Bielefeld und Leipzig). Wie alle Bände der berühmten
Sammlung wendet sich auch dieser an den großen Kreis der
Gebildeten, die in diesem Jahre nicht bloß um des Luther-
Gedenktages willen allen Anlaß haben, sich mit des Refor-
mators Leben und Werk nahe vertraut zu machen. Heyd
ist ein Muster knapper und treffender Darstellung. Mit
Herz und Gesinnung seinem Helden verbunden, weicht er
mit keiner Zeile von der Pflicht geschichtlicher Wahrheit ab.
Unterstützt wird seine lebendige Schilderung durch über
60 Abbildungen und Tafeln, die das ganze Zeitalter der
Reformation vor uns stehen lassen. — Band 35:
Metternich. Metternichs Bild ist in die Vorstellung
der meisten arg getrübt eingegangen. Er galt als der Feind
deutscher Einigkeit und jeglichen Fortschritts, und von diesem
Vorwurf konnte ihn selbst die Hochachtung nicht befreien,
die ihm Bismarck entgegenbrachte. Sein Bild beschränkt Dr.
Fr. B. Schaeffer in einem der neuesten Bände der Mono-
graphien zur Weltgeschichte, und in der Darstellung dieses
begabten Historikers finden wir uns mitten hineinversetzt
in ein großplanendes, an Erfolgen reiches und endlich tra-
gisch scheiterndes Leben. Wir vernehmen Forderungen, die
noch heute nicht erfüllt sind und die erfüllt werden müssen,
wenn nicht bloß Deutschland, sondern Europa die Weltkrise
überwinden soll.